

Kostenloses Online-Material zum Titel

Handlungsfelder der Sozialen Arbeit

Der berufliche Alltag in Beschreibungen aus der Praxis

Herausgegeben von Nikolaus Meyer und Andrea Siewert

ISBN: 978-3-8252-5558-9

Erscheinungsjahr: 2021

Viele Wege führen nach Rom

Vom Hauptschüler zum Schulleiter des Campus 29 (Fachschule für Sozialpädagogik)

1. Einleitung

Der bekannte Philosoph und Existenzialist Søren Kierkegaard hat einmal gesagt „Das Große ist nicht dies oder das zu sein, sondern man selbst zu sein“. Dieses Man-selbst-Sein ist wohl die zentralste aller Aufgaben menschlicher Existenz. Dabei ist diese Frage ein lebenslanger Prozess – was ist man selbst eigentlich?

Als Kind wollte ich zunächst Geburtshelfer werden, dann katholischer Priester und schließlich Chef – mein Vater hatte eine eigene Firma, die Chancen standen also nicht schlecht, zumindest das letztere zu werden. In meiner gegenwärtigen Tätigkeit vereinen sich all diese Aspekte. Als schulleitende Person bin ich „Chef“ und kann in dieser Position Veränderungen anstoßen und gemeinsam mit meinem Team Schule gestalten. Als Lehrkraft (anteilig geben Schulleitende auch Unterricht) bin ich Geburtshelfer, insofern die Generierung von Erkenntnissen zumindest im übertragenen Sinn durchaus eine Geburt darstellen kann. Da die Bestandteile der Trias Erziehung, Bildung und Betreuung verschränkt sind und zukünftige Erzieher*innen unter anderem stark an ihrer Persönlichkeit arbeiten dürfen und müssen, kommt es dann und wann durchaus vor, dass ich eine „Predigt“ über angemessenes und unangemessenes pädagogisches Verhalten halte, wenngleich ohne religiöse Absichten. Leider waren meine schulischen Leistungen (gerade im mathematischen Bereich) eher entwicklungsbedürftig, was es schwierig machen sollte, Chef zu werden, da die Firma meines Vaters vor allem mit mathematisch-buchhalterischen Fähigkeiten zu führen war. Nach der Grundschule musste ich auf die Hauptschule wechseln, da meine Mathenote zu schlecht war, als dass es für eine Realschulempfehlung gereicht hätte.

Dieser Umstand war für mich ein herber Schlag: Hauptschulkind – der Stempel saß und brannte sich ein. Ich arbeitete sehr hart an mir: viele Stunden Nachhilfe und wenig Freizeit, um immer wieder üben zu können. Der Alltag war oft bestimmt von dem Ziel, doch noch auf die Realschule wechseln zu können. Mit viel Übung und auch Ermutigung durch meinen damaligen Hauptschullehrer schaffte ich es schließlich. Dies ist auch deshalb besonders, da die Möglichkeit des Wechsels im damaligen dreigliedrigen, wenig auf Durchlässigkeit angelegten baden-württembergischen Schulsystem eher die Ausnahme als die Regel darstellte. Die Übergangsphase umfasste lediglich noch das 5. Schuljahr, danach war kein direkter Durchgang mehr offen, um auf eine andere Schule zu wechseln.

Auf der Realschule konnte ich meine sozialen Potenziale mehr entwickeln, ich wurde Klassensprecher und dann Schulsprecher, machte meine Schulstreitschlichterausbildung und war Chefredakteur der Schüler*innenzeitung. Rückblickend war das Erlernen der Fähigkeiten, Streit zu schlichten, im Team zu arbeiten und Menschen in Problemlagen zu helfen, eine wichtige Erfahrung, die ich in meiner heutigen Tätigkeit im Arbeitsalltag weit häufiger benötige als z.B. Binomische Formeln – was zeigt, dass eine Fixierung auf mathematische und fremdsprachliche Fähigkeiten nicht alles ist.

Mit diesen Erfahrungen wurde mir deutlich, dass mein zukünftiger Beruf im sozialen Bereich liegen sollte. Die Idee mit dem katholischen Priester kam nun aber aufgrund der negativen Sexualmoral der katholischen Kirche und dem Zölibat für mich nicht mehr in Frage. Faszinierend fand ich jedoch weiterhin die Vielschichtigkeit der Menschen, die ich vor allem

in den Streitschlichtungsseminaren immer wieder erleben konnte. Dies führte letztlich dann auch zu dem Wunsch, nach der Realschule auf ein berufliches Gymnasium mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik zu gehen, von denen es damals lediglich drei Stück in ganz Baden-Württemberg gab. Ich wollte Psychotherapeut werden – ein Beruf, der dem des Seelsorgers relativ nahekommt.

Meine Noten passten exakt für die Mindestanforderung. Aber keine Chance, zu viele Bewerber*innen. Das ersehnte Psychologiestudium war also erst mal futsch. Eine damalige Schulfreundin schlug dann vor, dass wir zusammen die Erzieher*innenausbildung machen könnten, denn ab unserem Jahrgang wäre es erstmals möglich, dadurch die Fachhochschulreife zu erlangen. Außerdem sei eins der Fächer Psychologie. Also ab an die Fachschule für Sozialpädagogik.

Der erste Eindruck schreckte mich ziemlich ab. Die Begrüßung durch unsere damalige Rhythmik-Lehrkraft („Nennt euren Namen und macht eine tänzerische Bewegung dazu“) fand ich als gerade 18-Jähriger eher komisch und lächerlich. Auch der einzige Mann in der Runde zu sein, fand ich seltsam, da ich bislang immer in gemischtgeschlechtlichen Klassen unterrichtet worden war. Letztlich lautete meine Antwort: „Hallo, ich bin Stefan und ich bin hier, weil ich die Fachhochschulreife brauche, um Psychologie studieren zu können, und tänzerische Bewegungen kann ich nicht“.

Meine Ausbildung war sehr stark durch meine Lehrer*innen aus der 68er-Generation geprägt, die alles zu „Tode diskutieren“ mussten. Das kostete mich wirklich Nerven und fachte auch immer wieder die Frage an: Will ich wirklich Erzieher werden? Die Antwort war klar: Nein. Ein toller Job, aber auf Dauer nicht mein Beruf, wenngleich mir die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen durchaus Spaß machte. Im Laufe der Ausbildung kristallisierte sich heraus, dass Geschlecht und Sexualität meine zentralen Themen werden würden. Sexualpädagogik fand ich insofern spannend, als das Thema die meisten Menschen sehr herausfordert, Schamgrenzen unter Umständen sprengen und Normen konsequent in Frage stellen kann. Nun merkte ich, dass es nicht mehr das Psychologiestudium sein musste, aber ein Studium war nötig für diesen Beruf. Mein Wunsch, gemeinsam mit Menschen etwas zu machen, wäre auch hier erfüllt. Damit war die Kombination Sexualpädagogik und Unterrichten geboren. Aber wie diese Kombination realisieren, blieb die große Frage. Ich hatte gehört, dass in Merseburg das Studium Sexualpädagogik angeboten wurde, allerdings mit einem relativ hohen NC. Und schon wieder machte mir die Mathe-Note Probleme. Aber diesmal zählten alle Noten, auch aus den Fächern Psychologie und Pädagogik, und das zog meinen Schnitt deutlich nach oben. Letztlich war Mathe zwar die schlechteste, aber unbedeutendste Note auf meinem Abschlusszeugnis für die Fachhochschulreife. Doch eine weitere Hürde blieb: Menschen etwas beibringen, das ging mit diesem Studium nicht so einfach. Die einzige Option, die ich damals sah, war ‚ewig‘ zu studieren, um dann Professor werden zu können, um dann mit 30 plus endlich unterrichten zu dürfen. Aus der Perspektive meines 18-jährigen Egos bedeutete 30 plus scheintot zu sein – und irgendwann sollte ich auch Geld verdienen, wie mich mein Vater beständig erinnerte. Als Alternative fiel mir noch Lehrer ein, das wäre toll an einer Fachschule für Sozialpädagogik. Der Lehrstoff lag mir inhaltlich total. Ich hatte viel Unterricht von meinen Lehrenden „klauen“ dürfen, u.a. eine ganze Woche Sexualpädagogik-Vorträge zu verschiedenen Themen. Vorne stehen konnte ich, reden auch – und mit Menschen etwas gemeinsam entwickeln.

Nur wo sollte man das studieren? Meine Lehrer*innen konnten mir das nicht sagen, weil es damals in Baden-Württemberg noch nicht das Lehramt gab, erst musste man Diplom-Pädagogik mit vielen Extras studieren und das ging nur mit Abitur. Per Zufall stieß ich dann im Internet auf die Leuphana Universität in Lüneburg. Also spontan beworben, den Platz in Merseburg trotz meines Herzensthemas Sexualpädagogik aufzugeben und in den Norden gezogen.

2. Mein Weg zum Studium

Mutti war wenig begeistert, als ich Lüneburg ins Gespräch brachte – noch weiter weg von zu Hause. Letztlich ist die Familie aber gemeinsam nach Lüneburg gefahren und alle befanden, dass dies eine hinreißende norddeutsche Stadt nahe Hamburg ist.

Die Universität machte mir mächtig Angst, das Hauptschulkind kam durch („Du kannst nix“, „Du wirst es nie zu etwas bringen“) – all dieser Ballast, der Hauptschüler*innen gesamtgesellschaftlich aufgeladen wird, belastete mich nun deutlich – das tat weh! Egal, da musste ich durch, wenn ich weiterkommen wollte.

Vor allem das Zusammenstellen des Studienplans war hochkompliziert, da nicht ganz klar war, was jeweils belegt werden musste. Hinzu kam, dass die Universität just in diesem Semester die Planung der Studiengänge umgestellt hatte und insgesamt große Verunsicherung herrschte. Das einzige, was klar war, war, dass bis zum dritten Semester 30 Creditpoints erworben sein mussten, da sonst die Exmatrikulation erfolgen würde.

Bislang hatte es immer jemanden gegeben, den ich fragen konnte, wenn etwas unklar war, z.B. eine Lehrkraft. Die Uni zeichnete sich für mich zunächst einmal dadurch aus, dass scheinbar niemand zuständig war. Meine Fächerkombination Sozialpädagogik und Politik brachte Probleme mit sich. Erstens waren wir gerade einmal vier Personen mit dieser Kombination und damit die kleinste Studiengruppe. Zweitens gab es Überschneidungen bei Pflichtkursen zwischen Sozialpädagogik und Politik. Und das hätte zur Konsequenz gehabt, die 30 Creditpoints nicht in der vorgegebenen Zeit zu erreichen. Auf mehrfache Nachfrage an verschiedenen Stellen der Universität wurde ich schließlich zur Studiengangsleiter*in für Sozialpädagogik geschickt, die zumindest zu 50 Prozent für die Überschneidung verantwortlich war. Ihre Reaktion war anders als erwartet und ziemlich schroff „Verhalten Sie sich nicht als Schüler, sondern als Studierender“. Ich war relativ perplex über diese in meinen Augen anmaßende Aussage, hatte doch nicht ich das Problem verursacht, sondern die chaotische Verwaltung der Universität. Das führte zu einer leicht gereizten Reaktion meinerseits. Ich brüllte los: „Ich habe mich doch nicht dermaßen angestrengt, um mir jetzt sagen zu lassen, ich solle mich nicht wie ein Schüler verhalten. Das ist ein Systemfehler ... ich brauche bis zum dritten Semester 30 CP ... vielleicht machen Sie Ihren Job mal richtig“. Ich hatte noch niemals eine*n Vorgesetzte*n angebrüllt, aber nach meinem langen Weg durch die Institutionen ging es hier um meine studentische Existenz. Und was hatte ich während meiner Hauptschulzeit gelernt? Mich durchsetzen zu müssen. Die gute Nachricht: Das Problem konnte schließlich gelöst werden.

Zwei Wochen später allerdings begegnete ich Frau Prof. Karsten im Forschungsplenum wieder und dachte mir: „Oh, oh, ich kann gleich einpacken“. Aber es kam anders als gedacht. Frau Karsten betrat den Raum, freundliches Lächeln: „Ah Herr Hierholzer, hat sich also alles gefunden“. Ich dachte mir nur „Glück gehabt“, das hätte anders ausgehen können. Aber das Studium hindurch sollten Frau Prof. Karsten und ich uns noch öfter anbrüllen und aneinander abarbeiten. Um es kurz zu machen. Ich durfte hier eine der wichtigsten Lektionen für meinen heutigen Beruf erlernen: (1) Keine Angst vor Autoritäten zu haben, sondern diese konsequent in Frage zu stellen. Denn ein Titel macht eine Person nicht zu einem besseren/schlauerem Menschen (gerade in Bezug auf meine Hauptschulkarriere war dies wohl eine der wichtigsten Erkenntnisse). (2) Institutionelle Regeln in Frage zu stellen und zu begreifen, dass diese von Menschen gemacht und damit veränderbar sind. Gerade diese institutionellen Regeln pädagogisch angemessen im Sinne der Lernenden anzuwenden, ist in meiner heutigen Tätigkeit unabdingbar. Zu verstehen, dass institutionelle Regeln einen Rahmen bieten, der Menschen helfen soll und nicht sie dauerkontrollieren. (3) Zu sagen, was man denkt, dies angemessen und nachhaltig argumentieren. (4) Die Fähigkeit zu haben, im Ringen um mögliche pädagogische Antworten harte Bandagen anzuziehen, aber danach auch wieder mit

menschlicher Güte und Anerkennung auf die andere Person zuzugehen und weiter zusammenzuarbeiten.

3. Mein Weg zu meiner heutigen Position

Schließlich schloss ich das Studium ab und machte mein Referendariat (was mehr als unangenehm war, da es dort vorrangig um Unterordnung und nicht um persönliche Entwicklung ging). Insgesamt ist das Referendariat in der Retrospektive ambivalent zu sehen, da einerseits von Seiten der Mentoren erwartet wurde sich als Junglehrer unterzuordnen und andererseits von der Abteilungsleitung die Expertise, die ich in der Heilerziehungspflege auf Grund meiner unterrichtlichen Tätigkeiten nach meinem B.A an einer Fachschule für Heilerziehungspflege besaß voll umfänglich beim Aufbau der Fachschule mit einzubringen. Damit war ein Widerspruch und ein institutionelles Ringen um diese „ungewöhnliche Rolle“ eines Referendars gegeben. Nach Beendigung des Referendariats wurde ich von Ahrensburg abgeworben und durfte dort die Sozialassistent*innenausbildung aufbauen, um anschließend nach Gifhorn zu wechseln. Meine dortigen Schüler*innen brachten mir den deutschen Lehrpreis ein, der, wie mir gesagt wurde, erstmalig an einen Berufsschullehrer mit Fachrichtung Sozialpädagogik verliehen wurde, und darüber hinaus war ich auch der Jüngste, der diesen Preis jemals bekommen hat.

Nun war in der Schule alles erreicht, ich wechselte an die Hochschule und unterrichtete dort Sozialarbeitende und Transdisziplinäre Frühförderkräfte, nebenbei auch noch die Lehrämter Sozialpädagogik in Didaktik und an der Volkshochschule die Fachkräfte für Kleinstkindpädagogik. Bis schließlich eine Stelle als Schulleiter ausgeschrieben war, die ich zum Anlass nahm, mich zu bewerben.

4. Mein heutiger Alltag

Ich bekam die Schulleiterstelle für den Campus 29 – Fachschule für Sozialpädagogik. Neue Schule, komplett im Aufbau, meine Kolleg*innen und ich konnten nun alles selbst entscheiden. In meinem Arbeitsalltag versuche ich mir folgende Eigenschaften zu bewahren, die meiner Ansicht nach für eine gute Schulleitung unabdingbar sind: (1) die Freude an Menschen; (2) eine klare Vorstellung davon, wo es lang gehen soll, und zugleich die Fähigkeit, von sich und seinen Vorstellungen zu Gunsten anderer kollegialer Meinungen auch zurückzutreten; (3) fachliche Auseinandersetzungen auszuhalten und zu ertragen, dass es diverse Herangehensweisen an ein Projekt geben kann; und (4) ganz viel Sexualpädagogik, denn die meisten Schüler*innen sind eben auf dem Weg zu sich selbst in einer Lebensphase, in der Sexualität eine zentrale Rolle spielt.

Allerdings bin ich nicht nur Schulleiter, sondern unterrichte weiterhin nebenberuflich an der Fachhochschule (Sozialpädagogik und Kindheitspädagogik) und auch die Lehrämter für Sozialpädagogik. Außerdem finde ich nun endlich auch wieder etwas Zeit, als Heilpraktischer Psychotherapeut zu arbeiten. Da ich also immer verschiedene Rollen und „Spielplätze“ bespiele, ist mein Alltag vor allem durch viel Organisation und Schreiben und Lesen geprägt, weil etwa die Lehrskripte für die Hochschule und Fachbücher für die Schule zu verfassen sind. Aber auch deshalb, weil sich das Feld der Sozialen Arbeit insgesamt rasch wandelt und immer wieder die Gefahr der Abwertung dieses tollen Berufes im Raum steht. Die Organisation ist komplex, eine gute Zeiteinteilung elementar.

5. Besonderheiten meiner heutigen Arbeit

Die Besonderheit meiner heutigen Tätigkeit ist der Umstand, dass sowohl das Planen von Unterrichtsreihen als auch den Einsatz von Lehrkräften, das Überprüfen von Unterricht im Sinne kollegialer Hospitation und die Beurteilung von Lehrkräften alles zusammenkommt. Aber auch Terminabsprachen mit den Schülersprecher*innen zu Aktionen durch die Schüler*innenselbstverwaltung.

Die Frage, ob sozial sein und Lehrer sein vereinbar ist, mag sich gerade in der Rolle des Schulleitenden stellen. An einer auf humanitären Grundlagen und Partizipation fußenden Schule ist das kein Gegensatz. Im sozialen Miteinander, im Austausch und in der Aushandlung um bestmögliche Konzepte für möglichst alle am Schulleben beteiligten Personen wird gute Schule möglich. Auch nachhaltig zu wirken – hier vor allem im Sinne einer professionstheoretischen Haltung – ist letztlich sozial. Ebenso die Vernetzung mit Hochschulen, um die Durchlässigkeit von Schule zu Hochschule zu erhöhen – was sich auch aufgrund institutioneller Egoismen oft als schwierig erweist. Und dann und wann auch herausfordernde Gespräche mit Studierenden und Schüler*innen, die ihre Problemlagen schildern, manchmal verzweifelt sind, wenn sie ihre schulischen Ziele nicht erreichen können oder wenn im Elternhaus oder in der Partnerschaft große Herausforderungen fast unlösbar scheinen. Besonders die Begegnung mit eine*r Trans* Schüler*in, die völlig verzweifelt war, was sie machen sollte, weil kein Psychotherapeut sich zuständig fühlte, bleibt mir im Gedächtnis. Diese Person begleiten zu dürfen bis hin zu ihrer gewünschten Geschlechtsangleichung war einer der schönsten und bewegendsten Momente meiner bisherigen Laufbahn. Zu sehen, wie schwer eine Gesellschaft es „dem Anderen“, der nicht heteronormativen, nicht binär-passenden Person machen kann, und mich gleichzeitig immer wieder hinstellen und zeigen zu können: Pädagogik ist ein allumfassender Auftrag, das Recht für Andere auch durchzusetzen und dafür Sorge zu tragen, dass alle Menschen ihr verbrieftes Menschenrecht erhalten, sie selbst sein zu dürfen (man denke an Kierkegaard) – diese Momente sind es, in denen ich ein klein wenig stolz darauf bin, dass ich Pädagoge sein darf. Dafür hat sich der lange Weg durch die Institutionen wirklich gelohnt. Als Schulleiter kann ich jeden Tag durch meine Rolle ein Vorbild für andere sein, weil die Geschichte vom Hauptschüler zum Schulleiter ist immer wieder Thema im Unterricht.

Was bleibt?

„Alles ist Prozess“, hatte Prof*in Karsten immer wieder gesagt. Und es stimmt, in mir selbst hat sich durch das Tun für und mit anderen etwas nachhaltig verändert. Geblieben sind meine Freude am Verändern, die Begeisterung, Neues auszuprobieren, die feste Überzeugung, dass alle Menschen begabt sind und alle auf dem Weg zu ihrer jeweils individuellen Erkenntnis sind, mal mehr mal weniger zielgerichtet. Diese Prozesse als immer selbst lernende Lehrende begleiten zu dürfen, ist Geschenk und Herausforderung zugleich. Als zentrale Erkenntnis kommt mir letztlich immer wieder vor allem eine Aufgabe der Pädagogik und der Pädagog*innen in den Sinn: niemals die Demut vor allem, was uns umgibt, zu verlieren und uns selbst zu meistern, trotz aller Herausforderungen im Alltag.

Weiterführendes Material

Karsten, Maria-Eleonora/Kubandt, Melanie (2017): Lehramtsstudium Sozialpädagogik: Eine Bestandsaufnahme nach 20 Jahren. Opladen: Budrich.

Kultusministerkonferenz (2020): Berufsschule - Lernort der Dualen Berufsausbildung. <https://www.kmk.org/themen/berufliche-schulen/duale-berufsausbildung/berufsschulen.html>.

Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (Wiff) (2020): Startseite. <https://www.weiterbildungsinitiative.de/>.